

Johannes Herwig-Lempp

Die Macht der SozialarbeiterInnen. Von der Macht, das Mögliche Wirklichkeit werden zu lassen

erschienen in: sozialmagazin Heft 5/2009, S. 32-39

Von der „Macht der SozialarbeiterInnen“ zu sprechen, ist auf den ersten Blick vielleicht etwas ungewöhnlich: wir würden in den seltensten Fällen behaupten, dass wir Macht haben, mächtig sind. (Darin gleichen wir übrigens ein wenig unseren KlientInnen. Auch die erleben sich selbst häufig nicht gerade als machtvoll.) Zum einen fühlen wir uns viel zu oft hilflos, ohnmächtig, den Rahmenbedingungen unserer Arbeit, den politischen Vorgaben, der Willkür unserer Vorgesetzten und den unvorhersehbaren Verhaltensweisen unserer KlientInnen ausgeliefert. Zum anderen verstehen wir „Macht“ auch nicht unbedingt als etwas Positives. Wenn wir uns überwiegend der Macht anderer ausgeliefert sehen, scheint „Macht“ zunächst wenig Gutes zu haben. Entsprechend selten haben wir auch einen „Willen zur Macht“.

Aber wir sollten diesen Willen durchaus haben. Als SozialarbeiterInnen verfügen wir durchaus über Macht, und wir könnten durchaus wesentlich mehr Bewusstsein darüber brauchen. Eine Vielzahl neuer Möglichkeiten würden sich uns eröffnen, wenn wir Macht als etwas Positives und Wünschenswertes betrachten, mit dem wir Einfluss nehmen und Veränderungen bewirken können.

Vorbemerkung: Eine konstruktivistische Perspektive

Was ich hier sage, trage ich aus konstruktivistischer Perspektive vor. Das ist, finde ich, wichtig zu wissen, denn damit ist die Frage, ob es „stimmt“, „wahr ist“, was ich vortrage, überflüssig: den Anspruch habe ich als Konstruktivist nicht. Mein Kriterium ist die Nützlichkeit: wann und für wen könnte diese Sichtweise von Nutzen sein?!

„Die Umwelt, wie wir sie wahrnehmen, ist unsere Erfindung“ formulierte Heinz von Foerster (1999, S. 25) als zentrale konstruktivistische Grundaussage. Unsere

Wahrnehmung der Welt ist das Ergebnis *unserer subjektiven* Sicht. Wir können die Welt nicht wahrnehmen ohne uns selbst, ohne an der Wahrnehmung beteiligt zu sein. Wir können andere nach ihrer Sicht der Dinge fragen, Freunde oder Wissenschaftler – aber es wird auch dann immer ihre subjektive Sicht auf die Welt bleiben: Entscheidend ist immer *auch*, dass da jemand ist, der beobachtet, der hinschaut, weil er etwas wissen will und weil er handeln möchte, und der aus diesem Grund auf eine ganz bestimmte Weise hinschaut: er bestimmt *seine* Wirklichkeit durch sich, seinen Standpunkt und seine Perspektive.

In der Sozialarbeit können wir von ein und demselben Klienten sagen „Dies ist ein Multiproblem-Fall“ oder „Dieser Mann hat viele Ressourcen“, „er ist drogenabhängig“ oder „er konsumiert häufiger illegale Substanzen“ – jede Beschreibung und Wortwahl kann richtig und wahr sein – je nachdem, welche wir wählen, ergibt sich eine jeweils eigene Wirklichkeit mit eigenen Handlungsoptionen.

Auch in der Sozialarbeit haben wir es mit unterschiedlichen Perspektiven und Beschreibungen zu tun, die auch miteinander konkurrieren. Die besondere Fähigkeit und Leistung von SozialarbeiterInnen ist es u.a., konstruktivistisch damit umzugehen – verstehen, dass es diese verschiedenen Perspektiven gibt, sie auszuhalten, zu vermitteln – und vielleicht auch darauf zu verzichten, „die einzige und wahre“ Perspektive zu finden.

Aus konstruktivistischer Perspektive geht es nicht darum, ob jemand wirklich drogenabhängig ist, ob es Schizophrenie wirklich gibt, ob ein Jugendlicher tatsächlich Schuleschwänzer ist – sondern ob und in welchen Situationen diese Beschreibungen hilfreich und nützlich sein können und in welchen nicht. Dass uns die von uns erlebte Wirklichkeit dennoch fast immer als wirklich und wahr (und nicht als Konstrukt) erscheint, lässt sich erklären: wenn wir etwas lange genug immer wieder betrachten, es benennen und darüber reden, beginnen wir zu glauben, es wäre wirklich so und es könne gar nicht anders sein (d.h. betrachtet und beschrieben werden).

Die konstruktivistische Perspektive (selbst nicht wahr, sondern manchmal einfach nützlich!) erlaubt es, scheinbare Selbstverständlichkeiten in Frage zu stellen, die scheinbar unumstößlich und nicht anders vorstellbare Wirklichkeit zu dekonstruieren und neu zusammenzustellen.

Diese Vorbemerkung ist mir wichtig, weil wir immer wieder allzu schnell in die nur vermeintlich so wichtige Frage „Was stimmt?“ zurückfallen, die uns auf eine falsche Fährte führt und vergessen lässt, dass es darum gehen kann zu überlegen „was ist nützlich?“

Anmerkungen zum Begriff der Macht

Mit Macht verbinden wir Synonyme wie Gewalt, Herrschaft, Einfluss, Fremdbestimmung, Kontrolle, Steuerung, Beherrschung – im ersten Moment für uns wohl meist eher negativ besetzte Begriffe. Dazu trägt möglicherweise auch die prominenteste „Macht“-Definition von Max Weber bei,

„Macht bedeutet jede Chance, innerhalb einer sozialen Beziehung den eigenen Willen auch gegen Widerstreben durchzusetzen, gleichviel worauf diese Chance beruht.“ (Weber 1921, S. 28)

Weber verweist damit u.a. auf

- soziale Beziehungen, d.h. es geht um Menschen (wir sprechen in der Regel nicht davon, „Macht“ über Maschinen zu haben),
- den eigenen Willen gegen den Willen eines anderen durchzusetzen,
- die Chance, die Möglichkeit sich durchzusetzen – nicht aber die Sicherheit, dass dies auch gelingt, oder gar die Verpflichtung, diese Möglichkeit auch umzusetzen.

Dieses Verständnis von „Macht“ ist die bekannteste explizite Definition und wird immer wieder als Erklärung für den Begriff „Macht“ herangezogen. Definitionen, je öfter man sie verwendet, bekommen ihr Eigenleben, man beginnt sie für wahr zu halten – und vergisst, dass sie lediglich Definitionen und Festsetzungen sind, die der Verständigung dienen sollen. Definitionen sind immer „kontingent“ (d.h. auch anders möglich), sonst wäre es nicht notwendig, sich ausdrücklich auf ein bestimmtes Begriffsverständnis festzulegen.

Selbstverständlich beziehen wir uns im Alltag und in der Wissenschaft nicht nur auf Max Weber. Wir sprechen in den unterschiedlichsten Zusammenhängen von Macht (z.B. der „Macht der Gefühle“, der „Macht der Vernunft“, von „alle Macht dem Volk“, von der „Vollmacht“ etc.) und legen jeweils andere Definitionen und auch Bewertungen zugrunde (vgl. auch Herwig-Lempp 2007). So schwingt selbst in unserer Klage, in bestimmten Situationen ohnmächtig zu sein und uns machtlos zu fühlen, mit, dass Macht für uns durchaus auch etwas Positives haben könnte.

Bei Wikipedia kann man einen guten Überblick über die Vielfalt der keineswegs nur negativen Machtdefinitionen erhalten. Die Frage ist, welche von ihnen im Kontext Sozialer Arbeit hilfreich sein können. Da gibt es zum Beispiel die Erklärung von Thomas Middelhoff, einem deutschen Manager, die mir schon ganz gut gefällt:

„Macht bedeutet ganz einfach, etwas machen zu können.“ (Jürgs 2007).

„Macht“ und „machen“ klingen ähnlich, gehören aber, sprachgeschichtlich gesehen, nicht zusammen. Unser Wort „Macht“ hängt zusammen mit dem Wort

„mögen“, mit „etwas vermögen“ im Sinne von „können“ oder auch „Möglichkeit“. „Macht“ ließe sich demnach als Kraft, Können, Fähigkeit verstehen.

In Abwandlung der etwas saloppen Formulierung von Middelhoff halte ich eine Definition von Macht für hilfreich, die von Peter Koslowski, einem Gegenwarts-Philosophen stammt und auf die ich mich im Folgenden beziehen will. Sie scheint nicht zuletzt auch zu der systemischen Perspektive gut zu passen:

„Macht ist das Vermögen, das Mögliche wirklich werden zu lassen.“
(Koslowski 1989).

Sie bezieht sich darauf, dass nicht alles so ist, wie wir es gerne hätten, dass eine Veränderung aber nicht nur im Bereich des Möglichen liegt, sondern sogar im Bereich des *uns* Möglichen sein könnte, mit anderen Worten, dass wir die Möglichkeit zur Wirklichkeit werden lassen können. Macht kann somit als unser Vermögen angesehen werden, das uns Mögliche tatsächlich Wirklichkeit werden zu lassen.“

Macht in der Sozialen Arbeit – Drei Thesen

1. Macht und Ohnmacht sind zentrale Themen der Sozialen Arbeit

Mehrere Aspekte sprechen aus meiner Sicht dafür, dass Macht und Ohnmacht zentrale Themen der Sozialen Arbeit sind, selbst wenn dies so nicht thematisiert wird:

Zum einen werden die Klienten der Sozialen Arbeit in der Regel als die Schwächeren, die Hilfloseren in unserer Gesellschaft betrachtet, als diejenigen, die in bestimmten Bereichen (nicht in allen!) ihres Lebens den Regeln und Bedingungen des Marktes und der Politik ausgeliefert sind – die Schwächeren, diejenigen mit weniger Macht und Einfluss. Sie gelten als mehr oder weniger schwach oder partiell ohnmächtig, sie benötigen Hilfe – aufgrund von

- persönlichen Bedingungen (Gesundheit, Bildung, Sozialisation)
- gesellschaftlich bedingten Bedingungen (Arbeit, Wohnen, Geld)

Zum anderen erleben Klientinnen sich selbst, wenn sie Hilfe in Anspruch nehmen oder nehmen wollen, in Bezug auf bestimmte Bereiche ihres Lebens als eher machtlos, als jemand mit wenig Einfluss und Kontrollmöglichkeit - sie schaffen es nicht, bestimmte Probleme alleine zu bewältigen oder bestimmte Ziele alleine zu erreichen. Sie fühlen sich – nicht in jeder Hinsicht, aber doch in wesentlichen Aspekten – ausgeliefert, z. B.

- einem gewalttätigen Partner
- der eigenen Krankheit wie Depression, Schizophrenie, Sucht
- fehlenden Ausbildungs- oder Arbeitsmöglichkeiten
- schlechten Wohnbedingungen
- mangelnden finanzielle Ressourcen und/oder
- der Willkür von Ämtern und Institutionen (Schule, Polizei, Gericht) und der SozialarbeiterInnen, die nach ihrer Wahrnehmung über sie zu bestimmen versuchen und von ihnen zuweilen Verhaltensweisen erwarten, die sie selbst eigentlich nicht wollen.

(Achtung: KlientInnen nehmen sich nicht *grundsätzlich* als schwach wahr! Unser Problem als SozialarbeiterInnen ist ja gerade manchmal, dass sie sich durchaus als selbstbewusst und stark und mächtig erleben. Aber dann, wenn sie auf Hilfe und Unterstützung angewiesen sind [nach Auffassung anderer oder auch nach ihrer eigenen Ansicht], erleben sie sich eher als ohnmächtig, d.h. als unfähig, *das möglich werden zu lassen, was sie wollen* und was ihnen wichtig ist. Und gleichzeitig erhoffen und erwarten Sie nicht selten, dass SozialarbeiterInnen die Macht haben, etwas zu ändern – zum Beispiel am Verhalten ihrer Kinder, ihrer Partner, Nachbarn oder von Institutionen.)

Und schließlich erleben und beschreiben SozialarbeiterInnen sich selbst als eher schwach und ohnmächtig, sie klagen darüber, dass sie keinen Einfluss haben

- auf die Politik und die Gesellschaft, die die Bedingungen für die Klienten und für die Soziale Arbeit vorgeben,
- auf die KlientInnen, die machen was sie wollen und nicht kooperativ sind
- auf benachbarte Professionen und Institutionen, die mehr Ansehen, Einfluss und Gestaltungsmöglichkeiten haben bzw. sich herausnehmen.

SozialarbeiterInnen sehen sich nicht selten eher als machtlos und übersehen die eigenen Fähigkeiten und Stärken auch dort, wo sie eigentlich auf der Hand liegen.

Beispiel aus einer Supervision: Eine sozialpäd. Familienhelferin berichtet, dass sie gut mit einer Klientin zusammenarbeite, auch wenn es manchmal schwierig und man noch lange nicht am Ziel sei. Aber der Kollege im Jugendamt wolle angesichts der langsamen Entwicklung die SpFh beenden. Wir überlegen im Team verschiedene Möglichkeiten für die Familienhelferin, was sie gegen die absehbare Beendigung unternehmen könnte. Acht Wochen später (so groß sind mittlerweile die Abstände) berichtet sie in der nächsten Supervisionssitzung auf Nachfrage, dass die Familienhilfe nun doch fortgesetzt werde, kann allerdings nicht beantworten, was sie hierzu beigetragen habe, sondern zuckt nur

mit der Schulter. Erst durch eine etwas hartnäckige Reflexion wird ihr allmählich bewusst, dass sie selbst es war, die mit ihren Interventionen entscheidend zur Verlängerung beigetragen hatte. Zwar hatte sie allerlei probiert, dann aber „vergessen“, den Erfolg sich selbst zuzurechnen. So etwas ist mehr als schade, allerdings auch nicht ganz unüblich für SozialarbeiterInnen.

An diesem Beispiel wird deutlich: das Bewusstsein für die eigene Leistung und damit die eigene Macht, die Fähigkeit, die eigenen Anteile zu benennen, sind durchaus zuweilen „ausbaufähig“.

2. SozialarbeiterInnen verfügen über sehr viel Macht

Wenn Macht das Vermögen ist, das Mögliche wirklich werden zu lassen, also Veränderungen zu bewirken, dann haben SozialarbeiterInnen durchaus Macht - sie sehen das nur leider viel zu häufig anders.

SozialarbeiterInnen haben die Fähigkeit, Veränderungen anzuregen und in Gang zu setzen. Sie haben dazu institutionelle und strukturelle Voraussetzungen (es gibt Gesetze, sie sind angestellt, erhalten Geld für ihre Arbeit, sie haben Titel und Räume) und sie haben Kenntnisse, Kompetenzen und Fähigkeiten: sie haben ihren Beruf erlernt, haben Theorien und Fachwissen erworben, sie haben Übung und Erfahrung darin, wie und wo sie dieses Fachwissen anwenden können, sie können überlegen und unterschiedliche Haltungen einnehmen.

Sie haben gelernt,

- viele verschiedene Beteiligte und Perspektiven einzubeziehen, wahrzunehmen und auszuhalten,
- sie können mit Nähe und Distanz spielen,
- sie können sich *vorstellen*, dass Veränderung möglich ist,
- sie sind in der Lage, tagtäglich viele, schwierige und folgenreiche Entscheidungen zu treffen,
- sie können ihr Handeln reflektieren und ändern.

Ein Beispiel aus einer Suchtberatungsstelle: Eine Frau kommt und klagt über ihren Mann, der viel trinke und keine Einsicht zeige in daraus entstehenden Probleme, sie habe alles versucht und könne jetzt nicht mehr. Es habe für sie alles keinen Sinn mehr und sie könne sich nicht vorstellen, dass sich noch was ändere.

Der Sozialarbeiterin fällt auf, dass die Klientin dennoch gekommen ist – und sie geht als Systemikerin oder auch einfach als erfahrene Sozialarbeiterin von der Prämisse aus: „Veränderung ist immer möglich“ bzw. sogar „Veränderung findet immer statt“. Vor

dem Hintergrund dieser Voraussetzung beginnt sie zu arbeiten. Sie hört, das Konzept „Besucher – Klagender – Kunde“ von Insoo Kim Berg (1992) im Hinterkopf, sich die Klagen der Klientin anzuhören. Ihre Grundhaltung setzt sich zusammen aus Freundlichkeit, Ressourcenorientierung, Akzeptanz und Geduld. Daraus folgen für sie ganz praktisch, dass sie der Klientin aufmerksam zuhört, dass sie Anteil nimmt an ihrem Leiden und ihrer Sicht zustimmt („Wenn Sie das so erleben, muss das für Sie schlimm sein.“), sie nach ihren bisherigen Bewältigungsstrategien fragt, später nach Ausnahmen etc. pp. Sie macht ihr Komplimente für die genauen Beschreibungen und das bisher von ihr Geleistete, lädt sie zu weiteren gezielten Beobachtungen ein und fragt sie, was sie als nächstes tun möchte. Die Klientin sagt, das habe ihr jetzt schon geholfen, ob sie nicht nächste Woche wieder kommen können.

Nach einer halben Stunde geht die Frau hinaus und hat, vielleicht nur für ein paar Minuten, Mut geschöpft, eine Idee davon bekommen, was möglich sein könnte, sie traut sich jetzt vielleicht, daheim etwas anzusprechen, auszuprobieren, sich auch von einem Misserfolg nicht gleich entmutigen zu lassen – dies ermöglicht zu haben ist ein Teil der Macht der SozialarbeiterIn.

3. SozialarbeiterInnen haben die Macht, KlientInnen zu „ermächtigen“

Nicht, ob wir tatsächlich die Macht haben, ist entscheidend dafür, ob wir etwas verändern können, sondern zunächst, ob wir glauben, etwas verändern zu können.

SozialarbeiterInnen sind dann am mächtigsten, wenn sie ihren KlientInnen Macht *unterstellen*, wenn sie von vorneherein davon ausgehen und einfach voraussetzen, dass ihre KlientInnen über das Vermögen verfügen, Mögliches wirklich werden zu lassen. Ihre Aufgabe ist es, den Machtspielraum der KlientInnen auszuweiten – mit den KlientInnen auszuloten, was (noch) möglich ist. Hierdurch können sie sie „ermächtigen“ (es hat eine Weile gedauert bis ich gemerkt habe, dass „Empowerment“ nichts anderes als „Ermächtigung“ bedeutet, allerdings sind die Empowerment-Konzepte im Ansatz etwas anders gemeint als von mir hier: für mich *sind* die KlientInnen bereits mächtig, es geht lediglich darum, sie diese eigene Macht bewusst werden zu lassen).

SozialarbeiterInnen haben Kontingenz-Kompetenz, die Fähigkeit sich vorzustellen, dass es auch anders möglich ist: dass die Jugendliche den Schulabschluss schafft, dass der Klient sich selbst bei der Arbeitsagentur wirkungsvoll vertritt, dass das Verhältnis zur pubertierenden Tochter bzw. zu den Eltern wieder besser wird, dass die Klientin ihr Trinkverhalten verändert. Die Aufgabe der SozialarbeiterInnen ist es, diese Möglichkeit auch für ihre KlientInnen in den Bereich des Möglichen und Vorstellbaren zu holen.

Sie haben hierfür professionelles Handwerkszeug zur Verfügung. Mit einer ganzen Reihe von ausgearbeiteten Methoden können sie neue Blickwinkel und

Sichtweisen anbieten und dabei die Möglichkeit eröffnen, scheinbar Unabänderliches als zumindest ein wenig veränderbar zu erleben und damit auch allmählich ein wenig Mut zu machen, etwas zu wagen.

Die systemische Sozialarbeit bietet hierfür vielfältiges Werkzeug an, von Komplimenten, der Auftragsklärung über dem Arbeiten mit Metaphern und Geschichten bis hin zu einer ganzen Reihe von Fragen. Nimmt man nur das Instrument des Fragens, hat man schon eine Vielfalt an Möglichkeiten zur Verfügung: Fragen nach früheren Lösungen, nach Lösungen/ Stärken/ Ressourcen in anderen Bereichen, nach Ausnahmen (vom Problem), nach Bewältigungsstrategien, nach Wundern, nach Verschlimmerungen... Bereits einige wenige von ihnen können für KlientInnen eine neue Sicht auf sich selbst und die eigene Situation befördern, die Veränderung wieder als möglich erscheinen lässt und Zutrauen vermittelt, dass es sich lohnen könnte, Veränderung anzustreben.

Für mich ist der systemische Ansatz für die Soziale Arbeit gerade deswegen besonders geeignet, weil er sowohl in seinen theoretischen Grundlagen wie auch in seinen praktischen Methoden von der Autonomie, der Selbstbestimmungsfähigkeit und damit der Macht von Menschen (und zwar auf der Ebene der Klienten ebenso wie bei den Profis) ausgeht, sie als gegeben unterstellt und die (Wieder-)Herstellung eines entsprechenden Bewusstseins zum Ziel hat.

Natürlich sind wir nicht allmächtig. Es gibt Grenzen und Beschränkungen, an die wir geraten und die uns behindern – auch wenn ich als Systemiker sagen würde, wir haben diese immer noch zu sehr im Blick, wir könnten durchaus noch mehr lernen und üben, die Ressourcen und Möglichkeiten, die Stärken und potenziellen Wunder zu suchen.

Und eine Beschränkung erlegen nicht selten wir uns selbst auf: wir können unsere KlientInnen nur dann unterstützen, Macht und Einfluss zu gewinnen, wenn wir ein Bewusstsein für unsere eigene Macht und Einfluss haben, wenn wir um unsere eigenen Kompetenzen und Fähigkeiten wissen – wohl gemerkt: wir haben sie bereits, wir brauchen sie lediglich (an-)zu erkennen!

Nachbemerkung: Sind SozialarbeiterInnen wirklich mächtig?

Nun kann man trefflich streiten: Sind SozialarbeiterInnen tatsächlich mächtig? Verfügen Sie wirklich über so viel Macht und Einfluss, wie ich hier behauptete? Oder ist es in Wirklichkeit nicht doch ganz anders?

Ich möchte Sie daran erinnern, dass ich diese Idee aus einer konstruktivistischen Position heraus vortrage – und aus dieser Perspektive sind Fragen nach der Wirklichkeit „prinzipiell unentscheidbare Fragen“ (Heinz von Foerster 1993, S.

153), d.h. sie können nicht ein für allemal beantwortet werden, sondern können von jedem von uns jederzeit neu entschieden werden.

Aus meiner Sicht ist die Frage, ob wir Macht haben oder nicht, prinzipiell unentscheidbar: es liegt in unserer Macht, wie wir es sehen wollen – und wir und unsere Klienten sind auf jeden Fall mächtiger, wenn wir uns entscheiden, uns als mächtig zu sehen.

Epiktet, ein Philosoph aus dem ersten Jahrhundert n. Chr., hat darauf hingewiesen: „Nicht die Dinge selbst, sondern die Meinungen/ Vorstellungen von den Dingen beunruhigen die Menschen“ (Epiktet 2005) – Die Meinungen und Vorstellungen von den Dingen, sind *unsere* Meinungen und Vorstellungen, wir *bilden* sie uns – und somit sind wir selbst verantwortlich für das, was wir denken.

Ich behaupte, es könnte nützlich sein, wenn wir uns als mächtig verstehen, wenn wir davon ausgehen, dass wir und unsere Klienten Macht haben und Einfluss nehmen können, und dass wir über das Vermögen verfügen, „das Wirkliche möglich werden zu lassen“.

Aus dieser „machtbewussten“ Perspektive könnte es dann sogar sinnvoll sein, sich als SozialarbeiterIn aufzulehnen und zu wehren, wenn die eigenen Arbeitsbedingungen sich verschlechtern und immer weniger Fachlichkeit erlauben (vgl. Herwig-Lempp 2009).

Aber das ist – wie Michael Ende formulieren würde – eine andere Geschichte und soll ein andermal (Herwig-Lempp 2009) erzählt werden.

Literatur:

Berg, Insoo Kim (1992), Familienzusammenhalt(en), Dortmund (borgmann)

Epiktet, Das Buch vom geglückten Leben, München 2005 (dtv)

Foerster, Heinz von (1999), Sicht und Einsicht, Heidelberg (Carl-Auer-Systeme)

Foerster, Heinz von (1993), KybernEthik, Berlin (Merve)

Herwig-Lempp, Johannes (2009), Wer sich nicht wehrt, lebt verkehrt. Von Macht, Verantwortung und Widerstand. In: Forum Sozial 2009 (Heft 4/09, in Vorb.)

Herwig-Lempp, Johannes (2007), Machtbewusstseinerweiterung für SozialarbeiterInnen, in: Forum SOZIAL, Heft 4/07, S. 34-38

Herwig-Lempp: Macht der SozialarbeiterInnen

Jürigs, Michael (2007), Wieder Herr im Hause, in: Süddeutsche Zeitung Magazin, Nr. 7/ 2007 vom 16.2.2007, S. 24-26

Koslowski, Peter (1989), Ethik gegen Ideologien, in: Die Zeit, Nr. 20 vom 13. Mai 1989, S. 43-44

Weber, Max 1921: Wirtschaft und Gesellschaft, zit. nach 5., rev. Auflage, Tübingen 1972/1980 (J. C. Mohr)

Vortrag, gehalten auf der Fachtagung „Mindestens sieben Möglichkeiten – die Vielfalt systemischer Sozialarbeit“ am 14./15. November 2008 in Merseburg. Weitere Beiträge der Tagung sind veröffentlicht in Heft 2/2009 der Zeitschrift KONTEXT, Verlag Vandenhoeck & Ruprecht.

Autor:

Johannes Herwig-Lempp, Dipl.-Soz.päd., Dr. phil., Professor für Sozialarbeitswissenschaften an der Hochschule Merseburg mit den Schwerpunkten Systemische Sozialarbeit, Teamarbeit, Professionelles Selbstbewusstsein. Systemischer Sozialarbeiter, Supervisor und Fortbilder.
johannes@herwig-lempp.de, www.herwig-lempp.de

Kontakt:

Prof. Dr. Johannes Herwig-Lempp
Große Ulrichstr. 51, 06108 Halle,
Tel. 0345/ 54 84 680

johannes@herwig-lempp.de

www.herwig-lempp.de